1

Olódùmarè

Atlantischer Ozean, Westafrika-Westindien-Passage

24. Dezember 1790

Der siebzehnjährige Mokabi erwachte aus tiefer Trance. Sein treuer Gefährte Akinyele, der wie Mokabi in Fußketten und Handfesseln auf den kalten, wurmstichigen Schiffsplanken kauerte, hatte ihm einen schmerzhaften Rippenstoß versetzt.

»Wach auf«, murmelte Akinyele, »der *Schlächter* …«

Verstohlen, beinahe unmerklich, wies er mit seinem Kinn nach vorn.

Mokabi, nach der unsanften Unterbrechung seiner Meditation noch etwas benommen, riss sich zusammen. Angstvoll blickte er dem Aufseher entgegen, der auf dem Sklavendeck seine Runde machte. Er hatte einen dicken Wanst, einen wulstigen, behaarten Nacken und den dumpfen Blick eines einfältigen und gewalttätigen Mannes. Die Peitsche ließ er genüsslich durch seine Finger gleiten.

Vor zwei Wochen hatte der altersschwache Schoner Zong, dessen Frachträume in den engen Zwischendecks bis zu vierhundert Sklaven fassten, im Hafen von Ouidah die Anker eingeholt und Kurs auf die ferne Insel Hispaniola genommen. Seitdem lichteten sich die Reihen der Gefangenen täglich. Hunger, Krankheit und unerträgliche Hitze hatten zahlreiche Todesopfer gefordert, doch nicht wenige starben durch die Hand des Schlächters, dem Misshandlungen mit der Peitsche ein besonderes Vergnügen bereiteten. Seine Opfer wählte er willkürlich aus, manchmal mehrere an einem einzigen Tag.

Hispaniola, so behaupteten einige der Gefangenen, läge am anderen Ende der Welt, und selbst wenn die Zong gute Fahrt machen sollte, werde man noch zwei oder drei Wochen auf See verbringen

müssen. Und während dieser Zeit, so flüsterten sie, würde auch noch der Rest von ihnen sterben – entweder hübsch nacheinander wie bisher oder alle zugleich, falls der alte, halbverrottete und kaum noch seetaugliche Kahn mit Mann und Maus unterging, weil der Schiffsbohrwurm sich ungehindert durch die Schiffswände fraß.

Der Schlächter näherte sich schlurfenden Schrittes. Er versetzte allen Sklaven, die der Schlaf gnädig ihren peinigenden irdischen Fesseln entrückt hatte, einen kräftigen Fußtritt und murmelte mürrische Worte dazu.

Mokabi zitterte am ganzen Körper, obwohl er sich bemühte, seine Angst zu verbergen. Wenn der Schlächter sein Gebet bemerkt hatte, würde er sterben müssen. Die Aufseher hatten Befehl, jeden Sklaven über Bord zu werfen, der seine heidnischen Götter anrief, und der Schlächter war mehr als erpicht darauf, seinen Befehlen Folge zu leisten.

Die anderen Aufseher ließen, sofern ihre Herren nicht in der Nähe waren, die Gefangenen gewähren. Diese armen Teufel würden auf Hispaniola ohnehin die Hölle auf Erden erleben, sollten sie also ruhig beten. Außerdem mussten die Handelsbedingungen erfüllt werden, was bedeutete, dass nicht die gesamte Ware über Bord gehen durfte. Die Versicherungen zahlten nicht gern für verloren gegangene Sklaven. Sie unterstellten bei Verlusten während transatlantischer Transporte grundsätzlich Betrug, denn die Beweislage war natürlich äußerst schwierig. Man musste sich wirklich fragen, wozu man die Fracht überhaupt versicherte.

Der Schlächter schlurfte vorbei. Mokabi atmete auf.

»Welchen der mächtigen Orisha hast du gerufen?«, wollte Akinyele wissen, als der Aufseher außer Hörweite war. Seine Frage war ein kaum verständliches Flüstern gewesen. Auch Akinyele hatte Angst.

Mokabi senkte den Blick. Er hatte etwas Ungeheuerliches getan. Beklommen dachte er daran, dass nicht einmal geweihte Priester es je gewagt hatten, Olódùmarè, den Schöpfer und höchsten aller Götter, anzurufen. Mokabi hatte es gerade getan. Er wusste nicht, ob es eine gute Entscheidung gewesen war, doch in seiner Verzweiflung hatte er diesen Weg gewählt. Die Anrufung der anderen

Orisha hatte nicht geholfen – es wunderte ihn keineswegs, denn er besaß keine Gaben, die er ihnen hätte opfern können. Olódùmarè verlangte keine Opfer. Nach Anrufung durch Sterbliche verlangte es ihn jedoch ebenso wenig.

Immerhin, Mokabi war noch am Leben. So viele seiner Landsleute waren auf diesem Schiff durch Hunger, Krankheit und Erschöpfung gestorben oder grausam ermordet worden. Der Tod wäre Mokabi an manchen dieser dunklen Tage willkommen gewesen, nur wollte er keinesfalls auf diese Weise sterben, sondern als stolzer Krieger Oyos, ehrenhaft und nach ruhmreichen Taten. Schon als Kind hatte er alles daran gesetzt, ein Krieger zu werden. Und nun war er als Gefangener des Reiches Dahomey mit seinen Gefährten an europäische Sklavenhändler verkauft worden.

Die Schmach über seine Gefangennahme hatte Mokabis Kriegerehre tiefe Risse zugefügt. Er hatte sein Dorf beschützen wollen, denn es lag weit im Osten Oyos, dicht an der Grenze zu Dahomey, und zwischen den Königreichen gärte ein ständiger Konflikt. Der unheilvolle Brodem des Krieges lag in der Luft, seit Mokabi denken konnte. So war es schon immer gewesen, er kannte es nicht anders.

Und darum waren Mokabi und seine Freunde jede Nacht auf der Hut gewesen, während die Frauen, Kinder und Alten in ihren Hütten schliefen und auf ihren Schutz vertrauten. Dem ältesten Sohn des Häuptlings, der zwei Dutzend mit Lanzen und Speeren bewaffnete Männer anführte, kam hierbei die größte Verantwortung zu. Entsprechend groß war auch seine Schande für den Fall, dass er bei der Erfüllung seiner Pflicht versagte. Und der älteste Sohn des Häuptlings, das war er, Mokabi.

In jener verhängnisvollen Nacht waren die jungen Krieger in einen Hinterhalt der Amazonen-Armee Dahomeys geraten. Diese grausamen, schwer bewaffneten Mannweiber töteten bekanntlich ohne Erbarmen. Sie machten niemals Gefangene und ließen auch keine Verletzten zurück. Vorzugsweise hieben sie ihren Gegnern auf der Stelle den Kopf von den Schultern. Für Mokabi und seine Leute waren die Amazonen jedoch von ihrer üblichen Vorgehensweise abgewichen. Kräftige junge Männer waren bei den Sklavenhändlern in den großen Hafenstädten sehr begehrt und brachten Gold in Dahomeys Staatskassen. Und so waren der Häuptlingssohn und seine

Kameraden wie Schweine auf dem Viehmarkt zur Begutachtung vorgeführt und an den Meistbietenden verschachert worden. Er hätte lieber seinen Kopf im Kampf verloren als diese Demütigung ertragen.

Mokabi schloss die Augen. Er würde erneut zu Olódùmarè beten, wieder und wieder, so oft es ihm gefahrlos möglich schien. Doch würde er nicht mehr um sein Leben und das seiner Männer bitten, sondern lediglich um Schutz.

2

Dunkle Träume

Die sechzehnjährige Zoé erwachte aus tiefer Trance. Ihre Freundin Jennifer hatte ihr einen schmerzhaften Rippenstoß versetzt, und Monsieur Leclerc, der sich vor Zoés Schreibpult aufgebaut hatte, wiederholte seine Frage: »Willkommen zurück auf der Erde, Mademoiselle Firbeck. Würden Sie nun freundlicherweise das Verb *apprendre* für uns konjugieren? *L'indicatif passé composé, s'il vous plaît!*«

Den letzten Satz kommandierte der Lehrer mit so vielen Nasallauten, wie sie nur einem waschechten Franzosen zur Verfügung standen.

Das Pausenzeichen und der augenblicklich einsetzende Lärm der Klasse erlösten sowohl Zoé als auch Monsieur Leclerc von einem weiteren Wortwechsel. Was nicht nötig gewesen wäre, denn unregelmäßige französische Verben konjugieren, das konnte Zoé tatsächlich im Schlaf – eine Begabung, die keiner ihrer Mitschüler mit ihr teilte. Anstelle einer Antwort, die ohnehin nicht mehr zu verstehen gewesen wäre, schenkte sie ihrem Lehrer ein entschuldigendes Lächeln.

Monsieur Leclerc, ein hochgewachsener, stämmiger Mann mit angegrauten Schläfen, rückte mit strengem Blick seine Brille zurecht und zupfte an seinem Oberlippenbärtchen. Das tat er immer, bevor er etwas Wichtiges sagte. Der Tadel des Lehrers ging jedoch im Lachen und Schwatzen der Schüler unter. Zoé konnte »Glück gehabt« und »Montag wieder« gerade noch heraushören.

»Hör mal, Zoé, ging's noch offensichtlicher?«, schimpfte Jenny, als die beiden Mädchen auf den Korridor traten. »Nichts gegen Tiefenentspannung bei Leclerc, aber musst du dabei unbedingt schnarchen?«

Wäre Zoé ein Auto gewesen, hätte sie wohl Bremsspuren in den Boden geschrammt, so plötzlich blieb sie stehen. Das war pein-

lich. Französisch war Zoés erklärtes Lieblingsfach und Monsieur Leclerc trotz seiner altmodischen Strenge ihr Lieblingslehrer, und sie hatte …

»*Geschnarcht?* Habe ich wirklich geschnarcht?« Ungläubig starrte sie die Freundin an.

Jenny, die Französisch und konsequenterweise auch Monsieur Leclerc nicht so sehr mochte, grinste. »Na ja, beinahe. Du hast eben ziemlich laut geatmet. Wo warst du überhaupt mit deinen Gedanken?«

Zoé setzte sich wieder in Bewegung und druckste ein bisschen herum. »Ach, weißt du … ich war … nirgendwo.«

Sollte sie Jenny davon erzählen? Düstere nächtliche Träume nahmen sich bei Tageslicht meist ausgesprochen lächerlich aus – und jetzt, da die beiden Mädchen ins Freie traten und über den Schulhof zur Haltestelle für die Schulbusse schlenderten, strahlte die warme Junisonne von einem nahezu wolkenlosen Himmel. Wahrscheinlich mit voller Absicht.

Zoé blinzelte die Freundin von der Seite an. Die fröhliche, unkomplizierte Jenny, die nichts und niemanden wirklich ernst nahm, würde sie bestimmt auslachen. Am liebsten hätte Zoé selbst über den grässlichen Traum gelacht und ihn so schnell wie möglich vergessen. Leider würde ihr das kaum gelingen, das wusste sie nur zu gut. Ihr nächtlicher Peiniger suchte sie alle paar Monate in stetiger Wiederholung heim und brachte sich hartnäckig in Erinnerung.

Ungeduldig knuffte Jenny Zoé in die Seite, diesmal etwas sanfter als vorhin. »Jetzt erzähl schon«, drängelte sie. »Ich lache auch nicht.«

»Also gut«, begann Zoé widerstrebend, »da war wieder dieser Albtraum –«

»Wieso denn *wieder?*«, unterbrach Jenny sofort. »Hast du etwa öfter Albträume?«

»Nur diesen einen. Nicht regelmäßig, aber er kommt immer wieder. Manchmal liegen mehrere Monate dazwischen, manchmal nur wenige Wochen. Einmal habe ich ihn ein ganzes Jahr lang nicht geträumt. Da dachte ich schon, ich wäre ihn los, aber genau in dieser Nacht kam er natürlich zurück, wie auf Bestellung. Und

in letzter Zeit träume ich ihn wieder öfter, fast jede Woche.« Sie machte ein nachdenkliches Gesicht. »Das ist viel mehr als üblich.« Zoé hatte während ihres Berichts intensiv die Pflastersteine betrachtet. Jetzt sah sie unvermittelt auf und suchte Jennys Blick. »Das Schlimme ist, dass ich dieses schreckliche Gefühl danach nicht loswerde. Es hält den ganzen Tag an und manchmal auch noch den nächsten. Ich kann es nicht genau beschreiben, es ist so ein … Grauen. Und es macht mir Angst.«

Zoé stockte, weil der Kloß in ihrem Hals bei dem Gedanken an die nächtlichen Schrecken immer größer wurde und ihr die Stimme versagte. Sie würde weder Jenny noch irgendeinem anderen Menschen jemals begreiflich machen können, welche Qualen sie ausstand, während sie schlief. Es gab keine Worte für dieses Grauen, es schien nicht von dieser Welt. Auch jetzt noch war Zoé zumute, als sei heute Nacht jemand über ihr Grab gelaufen. Jemand oder … *etwas*.

Jenny machte große Augen. »Klingt ja gruselig. Wie lange geht das mit diesem Albtraum schon?«, fragte sie mitfühlend.

Zoé versuchte, sich zu erinnern. »Eigentlich seit ich denken kann. Wann ich ihn das erste Mal hatte, kann ich nicht sagen, aber ich war noch sehr klein, als das anfing. Vielleicht vier oder fünf Jahre alt.«

Jenny legte tröstend einen Arm um die Schultern ihrer Freundin und fragte: »Und was genau träumst du?«

Zoé zögerte. »Es ist ziemlich diffus«, murmelte sie. »Es fängt immer damit an, dass ich mich nicht bewegen kann, und alles ist dunkel. Ich bin in meinem Zimmer und liege in meinem Bett, und es ist so finster, dass ich überhaupt nichts erkenne. Ich denke, dass ich gerade aufgewacht bin und versuche, das Licht einzuschalten. Aber es funktioniert nicht, das Licht geht nicht an. Und dann fühle ich dieses Grauen … ich merke, dass etwas um mich herum ist. Es bewegt sich. Da ist auch so ein eigenartiges Geräusch, ein Summen, wie von einem Hornissenschwarm. Zuerst ist es ganz leise und wird dann immer lauter. Und ich weiß ganz genau, dass ich träume. Das ist seltsam, oder?«

Sie verstummte, unschlüssig, ob es einen Sinn hatte, etwas näher zu erklären, was sie selbst nicht begreifen konnte.

»Du träumst also, dass du träumst?«, fragte Jenny verwirrt.

»Nein, ich *weiß* es. Es wird mir in dem Moment klar, in dem ich das Licht einschalte und alles dunkel bleibt. Ich weiß, dass ich träume, und dieses Grauen kommt von allen Seiten auf mich zu. Ich kann nichts dagegen tun.«

»Und woher weißt du, dass es auf dich zukommt, wenn du nichts siehst?«

»Keine Ahnung. Es kommt eben näher, das spüre ich. Ich versuche aufzuwachen, weil ich mich fürchte, aber ich wache nicht auf. Ich will schreien, aber ich bekomme keinen Ton heraus. Und dann spüre ich einen höllischen Schmerz. Es tut schrecklich weh, und immer, wenn ich diesen Punkt erreiche, an dem ich wohl vor Schmerzen sterben würde, wache ich auf.« Zoé schluckte. »So einen Schmerz habe ich in meinem ganzen Leben noch nicht gefühlt, aber in meinem Traum ist er ganz real.«

Unsicher sah sie ihre Freundin von der Seite an. Sie erwartete, dass Jenny in Lachen ausbrechen oder ihr einen Vogel zeigen würde. Doch Jenny lachte nicht. Sie nagte an ihrer Unterlippe, ohne es zu merken.

»Und wo tut es dir weh?«, wollte sie wissen.

»Eigentlich überall, aber vor allem hier.« Zoé drückte die flache Hand auf ihren Magen. »Es ist ein stechender Schmerz, und er ist heiß, sehr heiß. Ich spüre das Brennen sogar noch, wenn ich schon aufgewacht bin. So, als wäre das wirklich passiert.«

»Hört sich ja furchtbar an. Du Arme.« Jennys Stimme drückte echtes Bedauern aus. »Vielleicht verträgst du irgendwelches Essen nicht, und das schlägt dir auf den Magen.«

Zoé wand ihre Schultern aus dem Arm der Freundin. »Tolle Idee. Am Essen liegt es bestimmt nicht, das kann ich dir versichern.«

Sie wusste, dass Jenny nur helfen wollte, fühlte sich aber durch ihren lapidaren Erklärungsversuch leicht gekränkt.

»Aber das hätte doch sein können«, verteidigte Jenny ihre Theorie. »Hast *du* denn irgendeine Ahnung, was diesen Traum bei dir auslöst?«

Zoé seufzte. »Wenn ich das hätte, würde ich den Traum sicher nicht mehr träumen. Oder warte mal …« Sie kniff die Augen zusammen. »Vielleicht liegt es an dem Typ, der mich verfolgt.«

»Jetzt machst du Witze, oder?« Jenny sah keineswegs so aus, als würde sie das komisch finden. »Wer verfolgt dich denn, und warum?«

»Das weiß *ich* doch nicht«, antwortete Zoé gereizt. Sie ärgerte sich, dass sie Jenny überhaupt von dem Traum und ihrem Verfolger erzählt hatte. »Es ist ja auch nur so ein Gefühl. Immer, wenn ich mich umdrehe, ist da niemand.«

»Du stehst unter Stress«, diagnostizierte Jenny, deren Lieblingsfach der freiwillige Schnupperkurs *Einführung in die Psychologie* war. »Irgendetwas bedrückt dich. Da ist ein Schmerz, den du nicht herauslassen kannst, warum auch immer. Du bist unglücklich verliebt, stimmt's?«

»Ach wirklich, Doktor Freud?«, spöttelte Zoé. »Unglücklich verliebt, seit ich ein kleines Mädchen war?« Sie blickte ihre Freundin skeptisch an. »Mann, Jenny, diesen Traum hatte ich das erste Mal, als ich vier oder fünf Jahre alt war, vielleicht auch schon früher, nur kann ich mich beim besten Willen nicht so weit zurückerinnern. Wenn du mich fragst, ist das etwas zu jung für eine unglückliche Liebe. Übrigens auch für eine glückliche.«

Jenny verdrehte die Augen. »Schon klar, du interessierst dich ja nicht für Jungs.« Sie seufzte etwas übertrieben, um ihre Missbilligung über Zoés mangelnde Kontaktfreudigkeit auszudrücken. »Weißt du was? Wir gehen morgen Nachmittag auf den Jahrmarkt in Rochester. Das bringt dich auf andere Gedanken.«

Gegen ihren Willen musste Zoé schmunzeln. Jetzt, da Jennys kurze Karriere als Traumdeuterin ein unrühmliches Ende genommen hatte, war das Thema für sie erledigt, und ihre Aufmerksamkeit wandte sich von einem Moment auf den nächsten völlig anderen Dingen zu. Zoé willigte ein, obwohl sie wenig Lust auf Schießbuden und Fahrgeschäfte verspürte, aber Jenny schien sich sehr darauf zu freuen. Sie klatschte in die Hände und hüpfte zweimal auf und ab, sodass ihre Locken tanzten. »Du hast doch nichts dagegen, wenn Marc auch mitkommt, oder?«

Zoé bereute augenblicklich, dass sie dem Vorschlag zugestimmt hatte. Sie mochte Marc, doch seit Jenny mit ihm zusammen war, fühlte sich Zoé in Gegenwart der beiden manchmal etwas überflüssig.

»Zoé?«, fragte Jenny unsicher. »Macht's dir was aus?«

»Nein, natürlich nicht«, schwindelte Zoé, »bring ihn ruhig mit. Ihr habt euch sicher sehr viel zu erzählen.«

Nicht, dass die beiden jemals viel miteinander reden würden, grummelte Zoé insgeheim und hoffte, diese Knutschphase möge bald ein Ende finden. Jenny überhörte die kleine Bissigkeit, wählte Marcs Nummer auf ihrem Handy und redete im nächsten Moment aufgeregt drauflos. Nur einen Moment später verstaute sie ihr Handy wieder in ihrer Schultasche und strahlte Zoé an.

»Er hat Zeit! Er kommt mit!«, rief sie glücklich und konzentrierte sich im Handumdrehen auf das nächste herannahende Thema: »Oh, da kommt mein Bus. Ich muss laufen! Bye, Zoé, bis morgen! Ich ruf dich an!«

Zoé sah ihrer Freundin nach, die sich noch einmal umdrehte und ihr zuwinkte. Sie seufzte leise. Nicht nur äußerlich, auch in ihrem Wesen waren die beiden Freundinnen wie Tag und Nacht. An Zoé war alles dunkel, was an Jenny hell war; Jenny mit ihrem flachsblonden Rauschgoldengelhaar, ihrem glockenhellen Lachen, ihrer Herzenswärme, die sie großzügig an alle verschenkte, die nicht schnell genug Reißaus nahmen, und ihrem unerschütterlichen, manchmal etwas übertriebenen Optimismus.

Zoé dagegen neigte zu Melancholie und Grübelei, obwohl sie selbst nicht recht wusste, warum das so war. Vielleicht lag es an diesem Traum. Und jetzt war sie wegen ihres unheimlichen Verfolgers zusätzlich beunruhigt. Oder bildete sie sich das nur ein? Wurde sie langsam verrückt? Es gab durchaus Jungen und Mädchen in ihrer Klasse, die genau das von ihr dachten. Sie war nun einmal keine Frohnatur, und das wirkte auf eingefleischte Frohnaturen geradezu verdächtig. Sie zog es vor, sich in ihrem Schneckenhaus zu verkriechen, um aufdringlich fröhlichen Menschen aus dem Weg zu gehen, die ihre Mitmenschen aufzuheitern versuchten, ohne jede Rücksicht darauf, ob sie eine schwere Krankheit zu überstehen hatten, einen Todesfall verkraften mussten oder sich ganz einfach nicht wohl in ihrer Haut und fehl an ihrem Platz fühlten.

Mit Jenny war es anders. Jenny war grundsätzlich gut gelaunt, aber niemals aufdringlich. Zoé schätzte das sehr, auch wenn sie es nicht erwähnte.

Als hätte es sich mit ihrem Innenleben abgesprochen, bewegte sich auch ihr Äußeres am düsteren Ende der Farbskala: Zoé besaß pechschwarzes dichtes Haar, und unter ebenso pechschwarzen dichten Augenbrauen blickten ihre schwarzen Augen missmutig in die Welt. Die Welt blickte missmutig zurück.

Da ihr leiblicher Vater dunkelhäutig gewesen war und ihre Mutter hellhäutig – oder vielleicht auch umgekehrt, Zoé wusste es nicht genau –, war ihre Haut von einem olivbraunen Farbton. In besonders pessimistischen Momenten bezeichnete Zoé ihn als »schmutzfarben.« Ihre Tante Megan protestierte dann immer sofort und heftig, denn sie hielt den Farbton für »Bronze.« Bronze sei eine sehr schöne Hautfarbe, lautete Tante Megs Erklärung, und überdies sehr praktisch, da sie vor Sonnenbrand schütze.

Sonnenbrand in England!, dachte Zoé grimmig.

Ihr rundes Gesicht mit den hohen Wangenknochen und der kleinen, für Zoés Geschmack etwas zu breiten Nase verlieh ihr ein Aussehen, das nicht unenglischer hätte sein können. Vielleicht war das der Grund, warum sie sich in ihrer vertrauten Umgebung so seltsam verloren und fremd fühlte. Sie musste nur in den Spiegel schauen: Sie *war* fremd.

Immerhin, ihre dunklen Mandelaugen fand Zoé durchaus bemerkenswert – während sie ihre Freundin insgesamt als bemerkenswert betrachtete. Die Natur hatte Jenny mit einem engelsgleichen Antlitz gesegnet: Prächtige Locken umrahmten ein schmales, ovales Gesicht mit einer filigranen Nase, tiefblauen Augen und bezaubernden Grübchen, die sich bildeten, wenn Jenny lachte – und das tat sie oft. Überflüssigerweise, so konstatierte Zoé ein wenig neidisch, schickte sich die Natur gerade an, ihre Freundin auch noch mit der Figur eines Models zu segnen, und dies war genau der Beruf, den Jenny eines Tages auszuüben gedachte, da er nicht viel mit Logarithmen zu tun haben würde.

Jennys Dad würde das hoffentlich zu verhindern wissen, grübelte Zoé, während sie auf ihren Bus wartete. Als erfolgreicher Unternehmer hätte sich Mr Pierce die teuerste Privatschule für Jenny leisten können, aber er hatte die Vernunft besessen, seine Tochter in eine öffentliche Schule zu schicken, »damit sie etwas lerne, und sich dafür auch anstrengen müsse«. Er hatte sich damit gegen Jennys

Mum durchgesetzt, die Zoé als attraktives, unterkühltes Geschöpf kennengelernt hatte. Er würde sich sicher auch gegen sie durchsetzen, wenn Jennys Karriere als Kleiderhaken zur Debatte stand.

Dennoch verwöhnte Mr Pierce sein einziges Kind auch gern mit einigen Annehmlichkeiten. Jenny besaß eine eigene Kreditkarte – für Notfälle – und ein sehr kostspieliges Handy. Für Notfälle. Die Vorteile, die unvorhergesehene Notfälle so mit sich brachten, hatte auch Zoé schon mehrmals genießen dürfen, denn Jenny interpretierte diesen Begriff auf ihre eigene großzügige Weise.

Eingedenk Jennys Großherzigkeit regte sich in Zoé jetzt ihr schlechtes Gewissen aufgrund ihrer wenig schmeichelhaften Gedanken zum Beruf eines Models. Jenny war ihre beste Freundin – genau genommen ihre einzige Freundin. Und was tat Zoé? Neidete ihr das gute Aussehen und insgeheim auch ihren Freund Marc, der Jenny viel zu oft für sich beanspruchte.

Was bin ich für ein mieser Charakter. Niedergeschlagen ließ sie den Kopf hängen. Wenn Jenny Model werden wollte, dann sollte sie das akzeptieren und nicht herummaulen.

Die anderen zukünftigen Models in ihrer Klasse – nach Zoés letzter Zählung waren es vier – gaben sich die größte Mühe, sich mit Jenny anzufreunden. Aber Jenny hatte nun einmal Zoé am Tag ihrer ersten Begegnung fest in ihr Herz geschlossen. Und Zoé hatte den quirligen Blondschopf auf Anhieb gern gehabt.

Das ist jetzt schon sechs Jahre her, dachte Zoé und erinnerte sich an ihren ersten Tag an der Maidstone Highschool. Ein Mädchen mit blonden Locken war auf sie zugelaufen und hatte mit piepsiger Stimme gefragt, warum sie so traurig aus der Wäsche schaue. Zoé hatte geantwortet, so schaue sie immer. Das blonde Mädchen hatte sie spontan umarmt und gesagt, sie könne jetzt wieder lächeln. Und Zoé hatte gelächelt – sie konnte nicht anders. Seitdem waren die ungleichen Mädchen unzertrennlich.

Zoé lächelte auch jetzt wieder, als sie, tief in Gedanken versunken, ihren Bus nach Hause bestieg.

3

Das Orakel

Am Sonnabendnachmittag standen Zoé und Jenny sich die Beine in den Bauch. Sie warteten auf Marc, der sich wie üblich verspätete. Als Treffpunkt hatten sie den Parkplatz nahe der großen Festwiese von Rochester verabredet. Im Schatten zweier mächtiger, mit Bändern und Wimpeln geschmückter Linden, die den Eingang zum Jahrmarkt markierten, beobachteten sie die Platzwärter bei ihrer Arbeit.

Die jungen Frauen und Männer in signalfarbenen Westen, deren Rückseiten in großen Lettern mit dem Appell »Bitte Schritttempo!« bedruckt waren, wedelten mit den Armen, bliesen in Trillerpfeifen und hatten alle Hände voll zu tun, missgelaunte Autofahrer wieder fortzuschicken, denn der Parkplatz war bereits hoffnungslos überfüllt. Es war kein leichter Job. Ein besonders ungeduldiger Fahrer mit drei quengelnden Kleinkindern auf dem Rücksitz konnte eben noch daran gehindert werden, zwischen den beiden Linden hindurch direkt auf den Jahrmarkt zu steuern, um sein Fahrzeug dort abzustellen. Seine Frau nörgelte an ihm herum, als er entnervt wendete und davonfuhr, um weiter außerhalb zu parken. Sehr weit außerhalb.

»Meinst du, ich soll mir die Haare schwarz färben?«, fragte Jenny nach einigen Minuten, die sie schweigend damit verbracht hatten, nach Marc Ausschau zu halten.

Zoé schnappte hörbar nach Luft.

»Um Himmels willen, warum denn?«, entsetzte sie sich.

»Na, weil ich jetzt Punkerin bin«, erklärte Jenny.

Verliebtsein war offenbar gefährlich für den Verstand. Eindringlich und nicht zu schnell, damit der verliebte Verstand es auch begriff, erklärte Zoé der Freundin die Sachlage: »*Marc* ist Punker. *Du* bist Jenny. Schwarz steht dir nicht. Aber wie wäre es mit grün?«

Grün war nicht gerade Jennys Lieblingsfarbe. Sie reagierte sofort. »Spinnst du? Grün? Nee, ganz bestimmt nicht!«

Als Zoé in das verstörte Gesicht ihrer Freundin sah, musste sie lachen. »Das war ein *Witz*, Jenny. Ich hab's nicht ernst gemeint.«

»Ach, und woher soll ich bitte wissen, dass *du* einmal etwas nicht ernst meinst?«, murrte Jenny.

»Woher soll ich denn bitte wissen, dass *du* einmal etwas ernst nimmst?«

Jenny schob ihre Unterlippe vor und tat, als wolle sie schmollen, aber sie hielt es nicht lange durch.

»Sieh mal, Jenny«, führte Zoé ihre Erklärung weiter aus, »Marc hat sich in dich verliebt, so wie du bist. Er will dich nicht anders.«

»Ernst jetzt?«

»Ernst jetzt.«

»Wer bin ich?« Ein Junge mit zerzausten schwarzen Haaren hatte sich an die beiden Freundinnen herangeschlichen und presste Jenny beide Hände auf die Augen.

»Marc, du versaust mir meinen Lidstrich!«, rief sie ärgerlich. Marc drehte sie zu sich herum und zerstörte auch noch ihre sorgsam aufgetragene Lippenfarbe, die sich als »Crazy Cranberry« verstand.

Zoé wandte sich verlegen ab. Marc war ein netter Junge und eigentlich auch ganz cool, wenn er nicht gerade die Nummer mit dem Augenzuhalten abzog. Für einen Siebzehnjährigen reichlich kindisch, fand sie. Und er hatte entschieden zu viel Blech im Gesicht.

»Hey, *Totes Mädchen*«, begrüßte Marc nun auch Zoé und grinste schelmisch. Für einen kurzen Moment sah er einem Faun nicht unähnlich.

»Hallo, Marc«, lächelte Zoé zurück. »Du hast Lippenstift im Gesicht«, sagte sie freundlich.

Sie nahm ihm seine seltsame Begrüßung nicht übel. Marc hatte Zoé den Ehrentitel »Totes Mädchen« in Anlehnung an den »Toten Mann« verpasst, als er vor einigen Tagen mit den Freundinnen im Schwimmbad gewesen war. Erstaunt hatte er feststellen müssen, dass Zoé vom Wasser getragen wurde, selbst wenn sie auf dem Rücken lag, die Arme unter dem Kopf verschränkte und die Beine übereinanderschlug. Bei dem Versuch, es Zoé gleichzutun, hatte

Marc eine ordentliche Portion Wasser schlucken müssen. »Totes Mädchen« klang makaber, drückte aber in Marcs Augen seine ganze Bewunderung für Zoés Fähigkeit aus, einfach so auf dem Wasser herumzuliegen.

Angesichts des Drängelns und Schubsens um sie herum wäre Zoé ein Besuch im Schwimmbad auch jetzt sehr viel lieber gewesen. Der Jahrmarkt war zu klein oder die Besuchermenge zu groß – jedenfalls platzte er aus allen Nähten. Ganz Rochester und halb Maidstone schienen hier unterwegs zu sein, denn in der folgenden Stunde, in der die drei von Fahrgeschäft zu Fahrgeschäft zogen, trafen sie viele Mitschüler und Bekannte aus Jennys Nachbarschaft.

Jenny grüßte und winkte nach allen Seiten, tauschte flüchtige Wangenküsschen und herzliche Belanglosigkeiten aus und genoss das Gewusel auf ihre Weise. Marc gab es bald auf, Jennys Aufmerksamkeit allein für sich gewinnen zu wollen und grüßte nun auch bekannte wie unbekannte Passanten. Die meisten von ihnen hatten zerzauste Haare und metallverzierte Gesichter.

Zoé, die sich ein wenig abseits der Freunde hielt, schob ihren Borsalino fast bis auf die Nasenspitze herunter. Sie trug den Hut eigens zu dem Zweck, ihn tief in die Stirn zu ziehen, um vorgeben zu können, niemanden zu sehen. Ihr kinnlanges Haar hatte sie, so gut es ging, darunter gestopft, und der Effekt war verblüffend – sie sah sich gar nicht mehr ähnlich. Es wäre ihr lieb gewesen, völlig unsichtbar zu sein, aber der Borsalino war besser als nichts. In der Tat wurde sie von ihren Mitschülern kaum beachtet. Niemand vermutete ausgerechnet Zoé unter einer derart extravaganten Kopfbedeckung. Jenny, mit ihrem geübten Blick für modische Accessoires, fand Zoés Tarnkappe »im Übrigen gar nicht mal so uncool«.

Mit der Zeit taute Zoé auf. Widerwillig gestand sie sich ein, dass dieser Nachmittag mit Jenny und Marc eigentlich ganz lustig war. Sie hatten sich vorgenommen, alle Fahrgeschäfte einschließlich des Kinderkarussells auszuprobieren, und Marc, der seine langen Beine irgendwie verknoten musste, um in ein kleines Auto mit großen Kulleraugen zu passen, gab ein sehr komisches Bild ab. Zoé und Jenny nahmen sich auf ihren wippenden Holzpferdchen viel vornehmer aus, doch Marc erntete die meisten Lacher

der Zuschauer, sobald er an ihnen vorbeirollte, die Knie eng an seine Ohren geschmiegt. Ein kleines Mädchen an der Hand seiner Mutter winkte ihm zu, doch Marc winkte nicht zurück, denn er saß auf seinen Händen.

Der fünf Meter hohe Zyklop aus Pappmaché, der keulenschwingend für den Besuch der Geisterbahn warb, hatte nicht viel Erfolg. Sogar die ältesten Einwohner Rochesters konnten sich entsinnen, bereits in ihrer Jugend dem Wink des Zyklopen gefolgt zu sein. Seitdem hatte sich die Geisterbahn kaum verändert, und die Besucher hatten wenig Lust auf die angejahrten Gespenster.

Jenny wollte trotzdem hinein – *alle* Fahrgeschäfte bedeutete nun einmal, dass keines ausgelassen werden durfte. Der schläfrige junge Mann am verwaisten Kartenverkaufsstand gab ihnen drei Billetts, und sie quetschten sich gemeinsam in einen Waggon, der sich gleich darauf ächzend und knarrend in Bewegung setzte.

Kaum, dass sie das Dunkel der Geisterhöhle erreicht hatten und ein Skelett, dem einige Knochen abhandengekommen waren, müde vor ihnen hertanzte, begann Jenny, wie am Spieß zu schreien. Ein grünliches Monster wandte ihr verwundert seinen halb abgetrennten Kopf zu.

»Was soll denn das, Jen?«, fragte Marc verdutzt und hielt sich die Ohren zu. »Das sind doch vollkommen lächerliche Figuren.«

»Stimmt«, strahlte Jenny, »aber für die Betreiber muss es doch frustrierend sein, wenn kaum jemand kommt und niemand sich fürchtet.« Sie schien wild entschlossen, sich zu Tode zu fürchten. Marc und Zoé tauschten einen kurzen Blick. Jennys Herz für ihre Mitmenschen hatte wieder einmal gesprochen, und beide brüllten nun ebenfalls wie am Spieß.

Als die drei Freunde mit heiseren Kehlen aus ihrem Waggon krabbelten, hatte sich vor der Geisterbahn eine Menschentraube versammelt, der junge Mann im Kartenhäuschen hatte seine Schläfrigkeit überwunden und verkaufte nun eifrig Billetts. Aus dem Tumult drangen Wortfetzen wie »Habt ihr das Geschrei gehört?«, »ganz neue Gespenster« und »sensationell gruselig« an Zoés Ohren, und die drei Schreihälse suchten schleunigst das Weite.

Am Rollercoaster mit dem vielversprechenden Namen »Höllen-

fahrt« setzte Zoé eine Runde aus. Sie hatte Angst um ihren Borsalino.

Jenny standen sämtliche Haare zu Berge, als sie nach zehn Minuten Höllenfahrt mit Marc zurückkam, und sie zupfe energisch an ihren Locken herum. Marc dagegen plagten ganz andere Sorgen: »Ich hab Hunger.«

Sie gönnten sich eine Pause in einem Zelt, in dem es verführerisch nach Gegrilltem duftete. Die auf dem offenen Gasgrill brutzelnden Spieße hatten eine ordentliche Größe, doch Marc verlangte übermütig eine doppelte Portion – und überschätzte sich damit völlig. Tapfer kämpfte er gegen seinen randvollen Teller an, ließ jedoch seine doppelten Pommes frites liegen und behauptete, sie seien nicht knusprig genug.

Ein dunkelblondes und ein schwarzes Paar Augenbrauen wanderten nach oben. Zoé und Jenny tauschten einen Blick, der das ganze Wissen zweier sechzehnjähriger Mädchen über Jungs enthielt. Ihre Pommes waren steinhart gewesen. Sie übergingen Marcs Ausrede und erwähnten nicht, dass sie ihn durchschauten.

Gestärkt stürzten sie sich erneut ins Gewühl. Marc wollte trotz der beiden Barbecuespieße in seinem Magen unbedingt noch eine »Höllenfahrt« machen. Mit Mühe versuchten die Freunde, sich ihren Rückweg durch die Menschenmenge zu bahnen, doch es gab kein Durchkommen mehr. Sie steckten fest.

»Zoé!«, rief Jenny plötzlich. »Du hast uns gar nicht erzählt, dass du übersinnlich bist!«

Sie zeigte auf ein schiefes Zelt mit violetten und goldenen Stoffbahnen, das ein wenig aus der Reihe zu tanzen schien. Es war so weit wie möglich in eine Lücke zwischen zwei Verkaufsständen gequetscht worden, stand jedoch mit seinem kleinen Vordach, das sich auf zwei Pfeiler stützte und wohl den Eingangsbereich darstellte, mitten auf dem Weg und störte den sich vorwärts schiebenden Besucherstrom. Ein ovales Schild mit goldenen Lettern auf violettem Grund versprach: *Madame Zoé sieht in deine Zukunft!*

»Das hättest du uns ruhig sagen können«, tat Jenny entrüstet. »Los, da gehen wir alle rein!«

Sie wollte Zoé und Marc mit sich ziehen, aber Marc wehrte sich

heftig. »Auf keinen Fall! Ich geh da nicht rein. Das ist doch total albern!«

»Albern?«, schnappte Jenny. »Ich bin also albern?«

»N-nein«, stotterte Marc, »nicht du. Ich meine ja nur, die Idee, die ist albern –«

»Ach so. Meine Ideen sind albern. Vielen Dank auch.«

»So hab ich das doch gar nicht gemeint –«

Marc verteidigte verzweifelt das, was er zu meinen gemeint hatte, und Zoé interessierte sich plötzlich brennend für ihre Schnürsenkel. Um ihre Mundwinkel zuckte es verdächtig. Jenny würde sich einen Spaß daraus machen, Marc ein wenig schwitzen zu lassen.

»Weißt du was?«, schimpfte Jenny. »Wenn dich deine Zukunft so wenig interessiert, gehe ich eben allein zu Madame Zoé.« Sie warf den Kopf zurück, sodass ihre Locken hüpften, und stapfte auf das Zelt zu.

Eine gute Viertelstunde später kam sie aufgeregt wieder heraus.

»Sie ist *fantastisch*«, sprudelte sie los. »Stellt euch vor: Ich mache ganz groß Karriere, ich werde Managerin und fahre ein todschickes Auto und –«

»Was ist mit deiner Modelkarriere?«, unterbrach Zoé.

»Ach, wer will denn schon so einen dummen Job?«, versetzte Jenny und plapperte weiter. »Ich werde meinen Traummann heiraten und ein traumhaftes Hochzeitskleid tragen, und die Hochzeitsreise geht nach –«

»Na toll. Hat die Gute auch schon einen Termin für unsere Hochzeit festgelegt?«, fragte Marc bissig.

Jenny bedachte ihren Freund mit einem Blick an, als hätte sie ihn bisher gar nicht bemerkt.

»*Unsere* Hochzeit?«, wiederholte sie kühl. »Von *dir* hat sie doch überhaupt nicht gesprochen.«

Marc erstarrte, während Jenny mit Unschuldsmiene diesen Moment genoss. Zoé hielt verzweifelt die Luft an, um keinen Gesichtsmuskel bewegen zu müssen. Als Jenny endlich anfing zu lachen, stimmte sie erleichtert mit ein, denn sie war kurz vor dem Ersticken.

Marcs Versteinerung löste sich. »Oh, ihr … ihr …«

Jenny küsste ihn, und Marc vergaß, was er hatte sagen wollen.

»Los, Zoé, du bist dran«, bestimmte Jenny.

Zoé verdrehte die Augen, marschierte aber Jenny zuliebe auf das schiefe Zelt zu. Als die schweren Vorhänge hinter ihr zufielen, umfingen sie Dunkelheit und ein eigentümlicher, süßlicher Duft. Für einen Augenblick war sie etwas benommen. Als sich ihre Augen an das spärliche Licht gewöhnt hatten, konnte sie einen großen Tisch erkennen, der mit dunklem Samt bedeckt war und auf dem einige Kerzen flackerten. Davor standen zwei wuchtige Polsterstühle für Besucher, und dahinter saß die seltsamste Gestalt, die Zoé jemals gesehen hatte.

Die Frau war tiefschwarz und sehr dick, aber am auffälligsten waren ihre großen, leicht hervortretenden Augen, deren weiße Augäpfel einen unnatürlichen Kontrast zu ihrer Gesichtsfarbe bildeten. Der kantige Kiefer und die breite Nase verliehen ihren Zügen ein maskulines Aussehen. Unwillkürlich fragte sich Zoé, ob Madame eventuell ein Monsieur war. Sie trug ein farbenprächtiges Gewand und war geschmückt wie ein Weihnachtsbaum: Ihre riesigen Ohrringe und die unzähligen Halsketten, Armbänder und Ringe waren aus einem silbernen Metall und mit bunten Steinen besetzt. Falls Madame Haare besaß, so waren sie komplett unter einem violetten Turban verborgen, der mit goldenen Fäden durchwirkt war. Verstohlen suchte Zoé nach einer Kristallkugel, doch es gab keine.

»*Bonjour, ma petite!*«, grüßte Madame Zoé mit tiefer Stimme und winkte einladend mit der Hand. »Komm näher, damit ich deine Aura besser sehen kann.«

Damit ich dich besser fressen kann, schoss es Zoé durch den Kopf.

»Ich beiße nicht, Liebes. Komm schon.«

Zögernd ging Zoé auf einen der Besucherstühle zu und setzte sich. Madame hatte jeden ihrer Schritte genau beobachtet, und nun sah sie ihren Gast mit einem merkwürdigen Ausdruck an. Ihre seltsamen Augen traten noch ein wenig weiter aus ihren Höhlen hervor, sodass Zoé befürchtete, sie könnten herausfallen und auf dem Tisch herumkullern. Doch die Augen taten nichts dergleichen.

»Du weißt nicht, wer du bist«, teilte Madame ihrer Besucherin unverblümt mit.

Empört wollte Zoé aufspringen und das Gegenteil behaupten, doch eine plötzliche Einsicht ließ sie innehalten. Sie fühlte sich von Madame überrumpelt.

»J-ja«, antwortete sie leise, »das trifft es ganz gut, glaube ich.«

Die dicke Frau lehnte sich zurück und bedachte Zoé mit einem strengen Blick. »Natürlich trifft es das«, sagte sie hochmütig. »Du hast eine dunkle Aura, mein Kind. Das ist nicht gut.«

»Eine dunkle Aura? Was bedeutet das denn?«

»Das bedeutet, dass du nicht sehen kannst. Solange du kein Licht in das Dunkel lässt, wirst du blind sein und nicht erfahren, wer du bist. Wer sind deine Eltern?«

»Das weiß ich nicht. Sie sind tot. Meine Adoptiveltern sind auch gestorben, bevor ich sie kennenlernen konnte. Ein Flugzeugunglück.«

»Und niemand kann dir etwas über sie erzählen?«

»Na ja … Tante Meg könnte das wohl, aber von ihr erfahre ich nicht viel. Sie verschweigt mir etwas. Ich glaube, sie fürchtet sich.«

»Fürchtest *du* dich?«

Zoé machte runde Augen.

»Ja«, hauchte sie. »Da ist etwas, was ich nicht verstehe. Ich träume immer wieder denselben schrecklichen Traum, aber ich begreife nicht, was er bedeutet. Und ich glaube, jemand verfolgt mich. Aber ich weiß nicht, warum.«

Madame schien sehr interessiert. »Glaubst du, dein Verfolger weiß etwas über dich, das du selbst nicht weißt?«

»Nun, *er* wird immerhin wissen, warum er mich verfolgt. Nur *ich* habe keine Ahnung.«

Madame beugte sich vor und streckte Zoé eine schwarze Hand entgegen, an der sieben oder acht Ringe im Kerzenlicht funkelten. »Gib mir deine Hand, mein Kind. Die rechte.«

Zoé gehorchte.

»Ts-ts-ts … erstaunlich …«, murmelte Madame und legte ihre Stirn in dekorative Falten. »Wirklich ganz erstaunlich.«

»Was ist denn?« Zoé wurde es unbehaglich zumute, und sie rutschte unruhig auf ihrem Stuhl hin und her.

»Schau selbst«, sagte Madame und zeigte auf eine große Linie auf Zoés Handinnenfläche. »Hier, das ist deine Lebenslinie. Das Merkwürdige daran ist, dass sie zwei Unterbrechungen zeigt. Höchst ungewöhnlich.«

Zoé erschrak. »Sterbe ich?«

»Ja, natürlich«, bestätigte die Frau ernst. »Alle Menschen sterben einmal, du auch. Aber nicht jetzt. Die Unterbrechungen bedeuten, dass sich in deinem Leben etwas Gravierendes verändert. Schau, die erste Veränderung hat bereits stattgefunden, als du noch sehr klein warst. Du wirst dich vermutlich nicht einmal daran erinnern.«

»Der Tod meiner Eltern«, mutmaßte Zoé.

Madame nickte. »Die zweite Veränderung erlebst du im Alter von sechzehn oder siebzehn Jahren. Wie alt bist du jetzt?«

»Sechzehn. Aber ich werde bald siebzehn.«

»Und ist in letzter Zeit irgendetwas Bemerkenswertes geschehen?«

»Nein – bis auf die Träume, die jetzt häufiger kommen. Und bis auf diesen Mann, der mich verfolgt –«

»Woher weißt du, dass es ein Mann ist?«

»Oh, das weiß ich gar nicht – es ist eher eine Ahnung.«

Madame ging nicht darauf ein. »Die zweite Veränderung in deinem Leben steht kurz bevor«, eröffnete sie Zoé. »Und genauso, wie dein früheres Leben aus deiner Erinnerung erloschen ist, ist dir dein Leben nach der zweiten Veränderung im Moment noch völlig unbekannt. Es wird ein mächtiger Einschnitt sein*, ma petite*.«

Sie gab Zoés Hand frei. Madame schien auf ihre Prognose sehr stolz zu sein.

»Nimm diese Karten und mische sie kräftig durch«, befahl sie und reichte Zoé ein abgegriffenes Deck. Solche Spielkarten hatte Zoé noch nie gesehen. Ihre Rückseiten hatten das übliche Muster aus fein gezeichneten Linien und Ornamenten, doch ihre Vorderseiten zeigten befremdliche Figuren und seltsame Symbole. Umständlich begann sie, die Karten zu mischen.

»Und nun lege die Karten mit der Bildseite nach unten auf den Tisch und hebe zweimal ab«, sagte Madame feierlich.

Zoé tat wie geheißen. Madame breitete den Kartenstapel mit

einer schwungvollen Bewegung zu einem Fächer aus und forderte Zoé auf, zehn Karten zu ziehen. Aus Höflichkeit tat Zoé, als überlege sie ihre Wahl gründlich, bevor sie sich für eine Karte entschied.

Madame nahm die ihr überreichten Karten entgegen, und legte sie nach einem System, das nur sie selbst kannte, mit der Bildseite nach oben vor Zoé auf den Tisch.

»Ah«, machte sie dann befriedigt, »da haben wir es. Gut, gut, gut.«

Zoé verrenkte sich den Hals, um besser sehen zu können. Die erste Karte, die Madame auf den Tisch gelegt hatte, zeigte ein Skelett, dessen Totenschädel hintergründig lächelte, sofern ein Schädel überhaupt lächeln konnte. Der gruselige Geselle saß in einer Ritterrüstung auf einem Pferd, seine knochigen Arme schwangen eine Fahne. Oder war es eine Sense? Es schien, als würde der Sensenmann über ein Schlachtfeld reiten, überall lagen Knochen und tote Menschen. Der geschnörkelte Schriftzug am unteren Bildrand betitelte die Karte mit *Der Tod*.

Madame sah sehr zufrieden aus.

»Der Tod? Das ist gut?« Zoé blickte Madame zweifelnd an.

»Habe ich dir nicht eben gesagt, dass du nicht stirbst?«, rügte Madame. »Der Tod steht für die Veränderung, die dir bevorsteht. Etwas Altes geht zu Ende, etwas Neues beginnt. Und hier«, sie wies auf die zweite Karte, auf der Zoé einen offenen Wagen erkannte, der von zwei Sphinxen gezogen wurde, »hier steht, dass du eine Reise machen wirst. Eine sehr weite Reise, sowohl räumlich als auch geistig, denn diese Reise führt dich in deine Vergangenheit.« Sie blickte Zoé durchdringend an. »Dort hat die Dunkelheit ihren Anfang genommen, und dort wirst du Licht finden.«

Madames Stimme hatte einen verschwörerischen Flüsterton angenommen.

»Wo werde ich hinfahren?«, fragte Zoé ebenfalls mit Flüsterstimme. Sie war nicht ganz sicher, ob sie die Bedeutung von Madames Worten verstand.

»Zu deinen Wurzeln«, erklärte Madame salbungsvoll. »Du musst deine Wurzeln kennenlernen, mein Kind. Wenn du nicht weißt, wo du herkommst, kannst du nicht erkennen, wer du bist und wo der Platz ist, an dem du sein solltest.«

Es klang einigermaßen logisch, wenn auch etwas schwülstig.

»Also soll ich meinen Geburtsort aufsuchen?«

»Ja, denn nur so kannst du herausfinden, wer du vor dem ersten Einschnitt in deinem Leben gewesen bist. Dann wirst du vieles verstehen, was du heute noch nicht begreifst.« Madame lächelte milde. »Und«, fügte sie beiläufig hinzu, »dann wirst du natürlich auch in der Lage sein, deine Aufgabe zu erfüllen.«

»Wie bitte? Was für eine Aufgabe?« Zoé glaubte, sich verhört zu haben.

»Die Aufgabe, für die du auserwählt wurdest, natürlich.« Madame wirkte etwas ungehalten. »Es ist eine große Prüfung. Vieles hängt davon ab, ob du Erfolg hast.«

»Aber das kann gar nicht sein. Ich bin ja schon froh, wenn ich meine Schulaufgaben halbwegs auf die Reihe kriege.«

»Es steht hier ganz deutlich. Du bist ausersehen.« Madame tippte mit einem langen, grellrot lackierten Fingernagel mehrmals energisch auf die Karte, die sie quer über die Todeskarte gelegt hatte. Sie zeigte eine Frau, die einen Löwen hinter den Ohren kraulte. Dem Löwen schien es zu gefallen.

»Und steht da auch, was ich tun soll?«, fragte Zoé zaghaft.

»Das wird sich dir an dem Ort deines Ursprungs offenbaren.«

Genauere Informationen wollte Madame offensichtlich nicht herausrücken. Vielleicht machte auch die Karte selbst ein Geheimnis daraus.

»'Tschuldigung«, widersprach Zoé schüchtern, »aber ich glaube nicht, dass ausgerechnet ich auserwählt sein soll. Ich bin niemand Besonderes, und es gibt auch nichts, was ich besonders gut kann, außer Schwimmen vielleicht. Ehrlich, ich gäbe eine miserable Auserwählte ab.«

Halb forschend, halb belustigt sah Madame in Zoés ängstliches Gesicht.

»Nur Mut, mein Kind«, sagte sie aufmunternd. »Du hast Freunde, die dir beistehen.«

»Aber ich habe keine Freunde«, versetzte Zoé resigniert. »Ich habe *eine* Freundin, aber die kann ich unmöglich mitnehmen.« Unwillkürlich schüttelte sie den Kopf bei dem Gedanken an Jennys nicht unerheblichen Aufwand für ihr tägliches Styling.

»Es wird neue Freunde geben.« Madame tippte auf die Karte neben dem Löwen. Sie zeigte einen König oder Hohepriester auf einem Thron, zu dessen Füßen sich zwei Männer verneigten.

Zoé blickte Madame skeptisch an. »Und was ist, wenn ich *nicht* verreise? Was ist, wenn ich diese Aufgabe nicht erfülle, was passiert dann?«

»Diese Frage stellt sich gar nicht, *ma petite*«, sagte Madame würdevoll. »Du wirst die Reise antreten, und du wirst die Aufgabe erfüllen. Es ist *deine* Aufgabe, niemand kann sie für dich übernehmen. Eine andere Möglichkeit gibt es nicht. Die Karten haben gesprochen.«

»Aber es sind doch nur Karten«, unternahm Zoé einen letzten kläglichen Versuch, Madame davon zu überzeugen, dass sie keinesfalls für große Aufgaben ausersehen sein konnte.

»Die Karten sind der Spiegel deiner Seele, Zoé. Sie zeigen nur, was du tief in deinem Herzen schon längst weißt.«

»Sie kennen meinen Namen?« Zoé war verblüfft. »Woher?«

»Oh, deine Freundin erwähnte ihn vorhin.« Madame lächelte und entblößte ein breites Pferdegebiss. »Du glaubst doch wohl nicht, dass ich deinen Namen hätte *sehen* können?« Sie ließ ein gackerndes Lachen hören und schüttelte amüsiert den Kopf. Ihre Ohrringe schepperten.

Zoé seufzte. Die Weissagungen Madames begeisterten sie nicht. Die Notwendigkeit einer Reise zu ihrem Geburtsort erschien ihr durchaus plausibel, der Teil mit der großen Aufgabe jedoch kaum akzeptabel.

»Was bin ich Ihnen schuldig?«, fragte Zoé und kramte nach ihrer Geldbörse. Sie wünschte sich, das Zelt möglichst schnell zu verlassen. Vielleicht sah die Sache draußen im Sonnenlicht deutlich mehr nach Humbug aus als hier in der stickigen Dunkelheit.

»*Rien du tout*, meine Liebe, das kostet nichts. Es war mir eine große Ehre und eine Freude, einem so mutigen und tapferen Mädchen den Weg zu weisen.« Madame Zoé verneigte sich leicht über ihren Tisch hinweg. »*Bon voyage, ma petite!*«

Das mutige, tapfere Mädchen schlich sich kleinlaut aus dem Zelt.